

Südtirol Krimi

RALPH NEUBAUER

KOMMT ZEIT KOMMT TAT



ATHESIA

**Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
abrufbar: <http://dnb.d-nb.de>

3. Auflage 2022

© Athesia Buch GmbH, Bozen (2013)

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Umschlagfoto: Shutterstock/Fabio Lotti

Autorenfoto: Foto-Meyerhenke, Haan

Design & Layout: Athesia-Tappeiner Verlag

Druck: Finidr, Tschechien

Papier: Umschlag Symbol Card, Innenteil Alto Blanc

Gesamtkatalog unter

www.athesia-tappeiner.com

Fragen und Hinweise bitte an

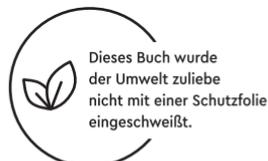
buchverlag@athesia.it

ISBN 978-88-6839-655-8

ISBN 978-88-6839-024-2 (e-Book)

Bildbeschreibung Umschlag

Die Stadtmauer von Glurns



RALPH NEUBAUER

Kommt
ZEIT
kommt
TAT



ATHESIA VERLAG

Null

Glurns schlief noch zu dieser frühen Stunde. Das war seine Zeit. Die Glurnser mochten ihn ohnehin nicht. Das spürte er jeden Tag. Sie zeigten es mit ihren Blicken, die sie ihm zuwarfen und sie zeigten es, indem sie den Blick von ihm abwandten. Sie zeigten es, indem sie ihn fortjagten. Manchmal wehrte er sich. Meistens aber nicht. So zog er es vor, seine Runden zu den Zeiten zu machen, wenn alle anderen noch schliefen. Dann gehörte Glurns ihm. Er mochte Glurns. Das war sein Revier. Gerade groß genug für ihn. Er kannte jeden Winkel. Wusste, wo es was zu holen gab. Denn gegeben wurde ihm nie etwas. Daran hatte er sich gewöhnt. Er war auch keine Schönheit. Seine Augen waren meist zu schmalen Schlitzern verengt, was ihm einen verschlagenen Ausdruck gab. Seine Mimik und sein ungepflegt wirkender Bart ließen ihn unsympathisch wirken. Das war ihm selber kaum bewusst. Er spürte allein die Ablehnung, die ihm tagtäglich entgegenschlug und hielt dies für das normale Leben.

Die ganz frühen Morgenstunden waren die Zeit, die er genoss. Niemand war auf den Straßen von Glurns. Außer einigen Katzen. Ihr Pech. Auch wenn die Straßen leer waren und kein Laut zu hören war, vermied er die Hauptstraße, die sich kopfsteingepflastert, an den sauber verputzten, mit hellen Pastellfarben gestrichenen Stadthäusern entlangschlängelte. Er bevorzugte die krumm verlaufenden Seitenstraßen, mit den oftmals unverputzten Häuserfronten, die Laubengänge. Hier gab es mehr zu entdecken und auch zu finden.

Seit einigen Wochen hatte sich sein Leben deutlich verbessert. Jemand Neues war nach Glurns gekommen. Er war anders zu ihm. Das hatte er sofort gespürt, als sich ihre Blicke zum ersten Mal gekreuzt hatten. Der junge Mann hatte nicht sofort weggeblickt. Er war stehen geblieben und hatte ihn betrachtet – ohne Angst und ohne Abscheu zu zeigen, vor dem alten, am Rande der Stadtmauer gelegenen Haus, das alle in Glurns die »Stadtmühle« nannten. Der Blick, den ihm der Mann, den er noch nie vorher gesehen hatte, zuwarf, war nicht mitleidig, nicht bewertend, sondern klar und erkennend. Es kam ihm vor, als würde der Mann ihn annehmen, so wie er war. Und das hatte in ihm ein freundschaftliches

Gefühl ausgelöst, das er fast schon vergessen hatte. Da war einer, der so war wie er. Ein Einzelgänger.

Seither patrouillierte er täglich an der Stadtmühle vorbei. Sogar tagsüber, wenn Glurns wach war. Der Mann war nicht immer da. Aber wenn er da war, blickte er ihn freundlich an und grüßte ihn auch. Vor zwei Wochen hatte er damit begonnen auf die kleine hölzerne Terrasse hinter dem Haus, über die man gehen musste, um ins Haus zu gelangen, einen Teller mit Essen hinzustellen. Der Mann hatte ihm bedeutet, dass es für ihn sei. Er hatte zuerst gezögert. Seine Erfahrungen mit den Menschen waren nicht gut. Sein Hunger, seine Neugier und dieses Gefühl, dass dieser Mann anders war als die anderen, hatten ihn das Angebot aber schließlich annehmen lassen. Seither machte er sich keine Gedanken mehr darüber, wo er etwas finden würde. Er wusste jetzt, dass der Tisch für ihn gedeckt war.

Sie hatten beide stillschweigend die Übereinkunft getroffen, dass der Teller mit Essen in den ganz frühen Morgenstunden bereitstehen musste. Dann, wenn er seine erste Runde durch Glurns machte. Der Mann war immer zuverlässig.

Heute war es anders. Er konnte es spüren und riechen. Noch bevor er die gepflasterten Stiegen nahm, die rechts neben dem Haus den Weg zur hölzernen Terrasse ebneten, wusste er, dass der Mann nicht mehr lebte. Der Teller, den er immer unter die Bank gestellt hatte, war nicht da. Alle seine Sinne sagten ihm, dass in dem Mann, den er hinter der alten Holztür wahrnehmen konnte, kein Leben mehr war. Seine Sinne teilten ihm schmerzlich mit, dass damit ein Teil von ihm selbst gegangen war. Dieser Schmerz entlud sich in einem langen, tiefen, nicht enden wollenden Heulen. Er saß vor der Tür, schwarz, mit fast geschlossenen Augen, der wilden zotteligen Mähne um seinen mächtigen Hals, dem komisch wirkenden Haarstreifen, der wie ein Irokesenschnitt über seinen langen Rücken lief und ihm, da sein restliches Fell fast überall ausgefallen war, eine unheimliche Anmutung verlieh. Er heulte und heulte und nach und nach wurden die Lichter in den umliegenden Häusern angeschaltet, die Anwohner schauten aus den Fenstern, konnten nicht erkennen, was los war. Die ersten kamen aus den Häusern und beobachteten den

Hund, den sie alle seit Jahren kannten, aber nicht mochten. Was machte der Streuner da? Warum heulte er wie ein Wolf? Warum ging er nicht von der Tür der Stadtmühle weg?

*

Die Leute wunderten sich, dass der alte Hund sie ungehindert zur Tür gehen ließ. Sie erlebten ihn mitunter als aggressiv, wenn ihm jemand zu nahe kam. Er führte ein eigenes Leben in Glurns. Ging den Menschen aus dem Weg. Lag aber auch da herum, wo es ihm gefiel und döste. Dann sollte man ihn in Ruhe lassen, sonst zwackte er nach einem. Die Glurnser hatten sich damit abgefunden. Leben und leben lassen, war insoweit das Motto, unter das sie ihre Beziehung zu dem »schworzn Hund«, den sie »Mourl« nannten, gestellt hatten. Umso mehr entfachte das Verhalten dieses einzelgängerischen Hundes ihre Neugier. Morgens um vier so ein Lärm, das waren sie nicht gewohnt. Zumal der »Lärm« eher ein Wehklagen war. Der Klang des Geheuls enthielt Trauer, Anklänge von Wehmut. Es war aber auch wie ein Rufen um Hilfe.

Die Tür war nicht verschlossen. Der Erste, der sich getraut hatte an »Mourl« vorbei zu gehen, um nachzuschauen, was hinter der Tür war, erkannte zuerst nichts. Als er den Lichtschalter gefunden und damit die spärliche Beleuchtung des Raumes eingeschaltet hatte, sah er, was der Hund schon lange wusste. Der Mann, der seit einiger Zeit die Stadtmühle für sich herrichtete, den sie alle nur vom Sehen kannten und von dem die meisten nicht einmal den Namen wussten; der Mann, um den sich sofort einige Geschichten rankten, obwohl ihn niemand richtig kannte, hing regungslos mitten im Raum, den Kopf abgeknickt in einer Schlinge, die beschuhten Füße einen halben Meter vom Boden entfernt. Die Arme baumelten völlig ohne Spannung an den Seiten des toten Körpers.

Eins

Montag

Eduard Thaler hatte Bereitschaftsdienst. Nur deshalb ärgerte er sich nicht, als ihn kurz nach 5 Uhr früh ein Anruf aus dem Schlaf riss. »Selbstmord«, dachte er, als er der Schilderung seines Freundes, Martin Sagmeister, folgte. Und weiter dachte er: »Das könnten doch auch die örtlichen Carabinieri erledigen ...« Aber er knurrte nur nach innen. Wenn ein Freund anrief, musste man helfen. Und eigentlich war es egal, ob die Carabinieri oder die Staatspolizei den Fall aufnahmen. Nur, dass es bis Glurns recht weit war, von Bozen aus. Allein deshalb wäre es vernünftiger gewesen, die Carabinieri würden den Fall übernehmen. Eduard seufzte. »Glurns«, überlegte er. »Ziemlich hoch oben im Vinschgau. Da brauche ich mindestens eine Stunde.« Er gähnte. »Andererseits komme ich mal wieder raus.« Bei einem Selbstmord war Eile auch nicht das erste Gebot. Rasieren war also noch drin. Während er das Messer durch den Schaum zog und das leise Knistern vernahm, das die scharfe Klinge erzeugte, wenn sie die harten Barthaare abschnitt, überlegte er, dass er Francesca nach Glurns mitnehmen würde. Erst gestern hatten sie sich darüber unterhalten, dass Francesca von Südtirol noch gar nicht viel gesehen hatte, seit sie ihren Dienst in der Bozner Questura aufgenommen hatte. Francesca war zwar schon etwas länger im Kommissariat als er, kam aber ursprünglich aus Sardinien. Er hingegen war ein echter Südtiroler – der Einzige im Kommissariat. Ihr gemeinsamer Chef, Commissario Fabio Fameo, kam aus Rom. Aber seit er eine Südtirolerin geheiratet hatte, holte er schnell auf, Südtirol und die Südtiroler in ihrer Komplexität zu verstehen. Er machte dank seiner Ehefrau schnell Fortschritte. Eduard wusste: Südtirol war ein kompliziertes kleines Land. Francesca hatte keinen solchen Bonus. Sie lebte mit ihrer Freundin Julia zusammen. Die war als freie Journalistin in der ganzen Welt zu Hause. Südtirol war, zumindest für Julia, daher eher so etwas wie ein Schrebergarten, in den man sich zur Erholung zurückzog. »Es ist eine gute Idee, Francesca mitzunehmen«, dachte Eduard, als er sein Gesicht mit langsamen, klaren und exakten Zügen des Rasiermessers vom Rasierschaum und den Barthaaren befreite.

Der Arzt, den sie gerufen hatten, musste seinen Zorn herunter-schlucken, als er sah, dass niemand es für nötig erachtet hatte, den Mann vom Strick abzunehmen. Aber als er den Mann untersuchte und feststellte, dass er schon länger tot gewesen sein musste, beruhigte er sich wieder. »Auch wenn sie ihn sofort nach der Entdeckung abgenommen hätten«, dachte er, »wäre er mit Sicherheit nicht mehr zu retten gewesen.« Für ihn war der Fall klar. Der Mann hatte sich erhängt. Der Totenschein war schnell ausgefüllt. Er sehnte sich jetzt nach einem ausgiebigen Frühstück, benötigte einen starken Kaffee und im Anschluss daran warteten die Praxis und seine Patienten.

Als Eduard und Francesca gegen 8 Uhr bei der Stadtmühle eintrafen, wurden sie von Eduards altem Freund, Martin Sagmeister, in Empfang genommen.

»Schön, dass du gekommen bist. Ich dachte, wenn ich schon einen von der Polizei kenne, dann rufe ich den direkt an.« Eduard nickte nur und stellte Francesca vor.

»Es war Selbstmord?«, fragte Eduard.

Martin zuckte mit den Schultern: »So wie es aussieht, war es Selbstmord. Ich habe ihn gefunden.« Er zögerte. »Eigentlich war es der Hund«, er zeigte auf »Mourl«, der sich auf die Holzveranda vor dem Eingang gelegt hatte und sich nicht mehr rührte, seit die Leute die Tür zur Stadtmühle geöffnet hatten. In diesem Moment hatte er sein Geheul eingestellt, sich niedergelegt und gewartet.

Francesca hatte mittlerweile den Raum betreten. Das geringe Licht der eingeschalteten Beleuchtung und das Tageslicht, das sich seinen Weg durch die drei kleinen Fenster suchte, ließen sie erkennen, wer sich in dem Raum aufhielt. Auf dem Boden lag ein Mann. Leblos. »Das wird der Mann sein, der sich umgebracht haben soll«, dachte sie. Weiter war ein Mann in Feuerwehruniform anwesend. Der blickte auf, als Francesca den Raum betrat. Sie stellt sich vor: »Francesca Giardi, Polizia di Stato aus Bozen.« Der Feuerwehrmann nickte ihr zu. »Ich habe ihn abgenommen. Da hat er gehangen«, er zeigte auf den mittleren der starken, dunklen Querbalken, die als Trägerbalken die Bodenbretter der ersten

Etage trugen und längs durch den Raum gezogen waren. An dem mittleren Trägerbalken war eine eiserne Schlaufe befestigt, stark genug, um große Gewichte zu halten. Früher vielleicht als Umlenkrolle benutzt, um schwere Säcke voller Getreide hochzuziehen. Und heute ...

Francescas Blicke durchstreiften den Raum und trafen auf gelebte Vergangenheit. Direkt am Eingang wäre sie im diffusen Licht beinahe über zwei Mühlsteine gestolpert, die übereinandergestapelt waren. Eine eiserne Klammer griff mit ihren Enden in eigens dafür geschlagene Löcher an der Seite des oberen Steins und mit der Hilfe eines starken Gewindes, das an einem der anderen Trägerbalken montiert war, hatte der Müller, der früher hier gearbeitet hatte, die schweren Steine zu bewegen vermocht. Francesca war keine Expertin für Getreidemühlen, aber alles was sie erblickte, schien klug und einer Aufgabe folgend im Raum angeordnet zu sein. Es war ihr, als betrete sie eine Maschine, deren Einzelteile genau so viel Platz ließen, wie ein kundiger Mensch brauchte, um sich als steuerndes Element einzufügen. Aber der Raum gab auch preis, dass hier vor Kurzem gearbeitet worden war. Es sah so aus, als würden der Mühle ihre Eingeweide entnommen. Dabei hatte es den Anschein, als sei dies sorgfältig geschehen. Sie sah Stapel von Einzelteilen ehemals nützlicher Gerätschaften, die ordentlich, ja respektvoll geschichtet waren.

Francesca sah, dass der Strick, an dem der Mann gehangen haben musste, durchschnitten worden war. Das Ende des Stricks, das durch die eiserne Schlaufe gezogen war, baumelte über dem Kopf der Leiche. Die Schlaufe des Stricks, mit dem der Mann sich stranguliert hatte, lag neben ihm am Boden. Irgendjemand musste sie ihm abgenommen haben. Francesca beugte sich zu der Leiche und besah sich die Stelle, an der die Schlinge den Hals zugezogen hatte. Dann musterte sie die Umgebung.

»War schon ein Arzt hier?«, fragte sie den Feuerwehrmann.

»Ja, Dr. Steiner war schon da. Ist aber gleich wieder weg. Das soll ich Ihnen geben.« Er händigte Francesca einen Totenschein aus. Vermerkt war: »Tod eingetreten durch Strangulation.«

Francesca nickte und steckte den Totenschein ein. Dann wandte sie sich dem Feuerwehrmann zu: »Sagen Sie, was genau haben Sie gesehen, als man Sie geholt hat? Wer war alles anwesend? Und was haben Sie genau gemacht?«

Der Feuerwehrmann stutzte. »Die Sache war doch völlig klar. Warum all diese Fragen?«, dachte er. Er seufzte, weil er schon viel zu lange hier gewartet hatte. Er hatte noch gar nicht gefrühstückt und zur Arbeit kam er auch zu spät. Er rasselte daher herunter, was ihm zu den Fragen der Commissaria einfiel: »Also, als ich hier reinkam, standen alle aus der Nachbarschaft im Raum herum. Einer hat dann die Polizei gerufen. Das war der Martl. Irgendeiner wird auch den Doktor gerufen haben. Denn der kam kurz nach mir. Er hat gleich alle raus geschickt und mir gesagt, dass ich den Mann abnehmen solle. Das habe ich dann zusammen mit dem Doktor gemacht. Ich habe den Mann gehalten, der Doktor ist auf den Stuhl und hat den Strick durchgeschnitten. Er hat den Mann untersucht und gesagt, dass er schon länger tot sein muss. Den Strick haben wir ihm dann abgenommen. Da liegt er. Ich habe auf die Polizei gewartet, weil mir der Doktor gesagt hat, dass ich Ihnen den Totenschein geben soll.«

Der Feuerwehrmann verstummte.

»Der Stuhl, auf den der Doktor geklettert ist, um den Strick durchzuschneiden, wo genau hat der gestanden?« Francesca blickte sich im Raum um. Es gab genau zwei Stühle, die etwas abseits von dem Platz standen, an dem der Mann sich erhängt hatte. Der Feuerwehrmann schaute von einem Stuhl zum anderen. Er wusste es nicht. Die Antwort klang auch dementsprechend.

»Ich glaube, der Doktor hat den Stuhl wohl weggestellt«. Dabei deutete er auf einen der beiden Stühle, der dem Ort des Geschehens am nächsten stand.

»Und wo hat der Stuhl gestanden, als Sie hereingekommen sind?«

Der Feuerwehrmann machte jetzt ein unwilliges Gesicht. »Was stellt die denn für Fragen? Woher soll ich das denn wissen?« Francesca sah ihm an, dass er es nicht wusste, weil er nicht darauf geachtet hatte. Sie fragte weiter: »Wenn Sie sich umbringen wollten – nur mal angenommen – und Sie nehmen sich einen Strick, den Sie an diesem Balken befestigen«, dabei deutete sie auf die Stelle, an der die Reste des Stricks hingen, »dann brauchen Sie eine Leiter oder einen Stuhl, um an diesen Balken heran zu gelangen«. Sie schaute auf die Leiche. Der Mann war ca. 1,80 m groß. Der Balken war ca. 2,50 m hoch. Auch bei ausgestreckten Armen reichte der Mann nicht hinauf. Er musste also einen Stuhl oder einen

vergleichbaren Gegenstand benutzt haben, um den Strick zu befestigen. Dann brauchte er diesen Gegenstand auch, um sich von ihm abzustoßen, damit sein zu Boden ziehendes Körpergewicht die Nackenwirbel ruckartig auseinanderziehen konnte. Also war es wichtig, zu wissen, wo die Stühle gestanden haben. Der Feuerwehrmann begriff. Aber er konnte nicht helfen. Als er den Raum betrat, waren viele Menschen anwesend. Fast die gesamte Nachbarschaft.

»Ich habe mir nicht gemerkt, ob einer der Stühle unter oder neben dem Mann gestanden hat. Ich habe auch nicht darauf geachtet. Es war«, er machte eine Pause, »es war auch für mich das erste Mal, dass ich ...«, er schluckte, »dass ich eine Leiche gesehen habe.« Er versprach, eine Liste mit den Namen aller Nachbarn zu fertigen. Francesca ließ ihn daraufhin gehen.

Francesca betrachtete die Leiche. Tageslicht aus dem einzigen Fenster auf der Stirnseite des Hauses ließ jetzt genau dort auf den Platz, wo der Mann still lag, genügend Licht einfallen. Sie war jetzt allein mit der Leiche in der Stadtmühle. Eduard sprach vor der Tür immer noch mit seinem Bekannten. Der Mann, der tot vor ihr lag, war gut gebaut. Schlank und muskulös. Er hatte dichtes, welliges, dunkles Haar. Seine Gesichtszüge wirkten irgendwie verwegen. Francesca fand den Begriff passend. »So wie ein Pirat«, dachte sie. Er war vollständig bekleidet. Nichts Besonderes. Ein helles T-Shirt, eine blaue Jeans, Turnschuhe. Keine Socken. Die Haut wirkte, soweit Francesca das bei dem spärlichen Licht feststellen konnte, gebräunt. Der Mann wirkte wie eines der Models aus den Modekatalogen für Sportbekleidung. Gesund, dynamisch, sportlich. Nur leider jetzt ziemlich tot. Sein Alter schätzte Francesca zwischen 25 und 30 Jahren. »Warum bringt sich ein so junger, gut aussehender Mann um? Und wie hat er es angestellt?« Mit diesen Fragen im Kopf betrachtete Francesca die Einzelheiten in der Stadtmühle genauer.

Die Funktionalität dieser »Gebäudemaschine« erkannte Francesca nicht mit einem Blick, aber als sie die Klappen in den von ihr zunächst für Stützbalken gehaltenen »Mehlaufzügen« geöffnet hatte, ahnte sie, dass in einer Mühle nichts dem Zufall oder gar dem persönlichen Geschmack überlassen wurde. Ein großer Trichter stand zentral im Raum. Daneben musste eine große Gerätschaft gestanden haben, die jetzt demontiert war und dessen

Einzelteile ordentlich geschichtet an der Wand lagerten. Francesca schloss daraus, dass diese Mühle eine andere Funktion bekommen sollte und sich irgendwer die Arbeit machte, die alten Gerätschaften abzubauen. Der Tote vielleicht?

»Wie kommt der Mann an den Balken?« Diese Frage stand für Francesca im Raum. Sie blickte auf die Leiche, das Arrangement im Raum. Sie überlegte:

»Der Mann hätte einen der beiden Stühle benutzen müssen, um sich zu erhängen. Sonst hätte es nicht geklappt. Einen anderen geeigneten Gegenstand gab es nicht, um dieses Vorhaben in die Tat umzusetzen.«

Francesca betrachtete die Leiche zu ihren Füßen. Der Mann lag auf dem Rücken. Sein Gesicht war gut zu erkennen. Irgendjemand, mutmaßlich der Doktor, hatte ihm die Augenlider niedergedrückt. Sie beugte sich nochmals herunter und betrachtete das Gesicht eingehend. Die Einschnitte der Schlinge um den vorderen Teil des Halses waren deutlich zu sehen. »Der Kehlkopf ist womöglich eingedrückt«, dachte Francesca, als sie eine Delle an der Stelle des Kehlkopfes betrachtete. Das machte sie stutzig. Sie zog sich Einweghandschuhe an und drehte vorsichtig den Kopf, soweit es ging, betrachtete aufmerksam den Hinterkopf. Es gab eine Stelle, an der die dichten Haare verklebt wirkten. Sie rieb leicht mit einem der behandschuhten Finger daran. Auf dem Handschuhfinger sah sie etwas Rotes. Eingetrocknetes Blut.

*

Eduard hatte Martin lange nicht mehr gesehen. Sie kannten sich von der Zweisprachigkeitsprüfung in Bozen. Sie hatten sich auf Anhieb gut verstanden und Martin hatte Eduard gleich zum »Sealamarkt« eingeladen, dem Glurnser Vieh- und Krämermarkt am Allerseelentag. Glühwein hatte es damals reichlich gegeben und Eduard war froh gewesen, bei Martin übernachten zu können.

»Und du bist also als Erster rein? Was hast du gesehen?« Eduard hatte ein Notizbuch gezückt und machte sich Notizen, damit er einen guten Bericht schreiben konnte. Ihm war es ganz recht, dass Francesca direkt zur Leiche gegangen war und sich den Ort des Geschehens ansah. Er hatte noch wenig Erfahrung mit Leichen.

Es war ihm unbehaglich. Und den Anblick eines Erhängten wollte er sich nicht gerne antun. Darum, und weil er Martin schon lange nicht mehr gesehen hatte, blieb er draußen und konnte das auch deshalb gut mit sich selber vereinbaren, weil schließlich sein Freund der erste Zeuge war, der den Toten gesehen hatte.

»Ich bin an dem Hund vorbei. Das war schon komisch, dass der die ganze Zeit vorher so gejault hat, und dann, als ich die Tür geöffnet habe, augenblicklich still war.«

Eduard nickte: »Und dann?«

»Dann bin ich rein und habe Licht gemacht. Und da hat er dann gehangen.«

»Und was hast du dann gemacht?«

»Ich habe gesehen, dass der Mann tot war und habe es den anderen gesagt, die noch draußen standen.« Martin überlegte. »Dann habe ich dich angerufen. Wenn ich schon einen bei der Polizei kenne!« Er lachte. »Die anderen sind an mir vorbei in die Stadtmühle gegangen.«

Eduard notierte und schaute Martin fragend an. »Dann ist der Josef von der freiwilligen Feuerwehr gekommen und einige Zeit darauf der Doktor. Die haben dann alle anderen rausgeschickt. Ich bin geblieben, bis du gekommen bist.«

»Weißt du denn, wie der Tote heißt?« Eduard ließ seinen Stift über dem Notizbuch kreisen. Er wollte jetzt die Daten aufnehmen, die er aufzunehmen hatte, um einen vollständigen Bericht zu schreiben. Name, Alter, Familienstand, Adresse des Toten, Adresse der Angehörigen und so weiter. Als keine Antwort kam und er in das etwas verlegen wirkende Gesicht seines Freundes schaute, merkte er, dass es an dieser Stelle einen Bruch gab. Ein Bruch, der sich zwischen den Einheimischen und dem Toten zog. Normalerweise wusste jeder über jeden Bescheid. Aber in diesem Fall war das offensichtlich nicht der Fall.

Martin druckste herum: »Ich glaube, dass er Michael Federspiel geheißten hat. Habe ich gehört. Und dass er aus dem Obervinschgau sein soll. Mals, meinen die Leute. Der war plötzlich da und hat angefangen, die Stadtmühle herzurichten. Die gehört dem alten Mühlenwirt. Der hat sie ihm vermietet, heißt es.«

Eduard wunderte sich etwas. Mals war so weit nun auch nicht entfernt, dass man jemanden, der von dort kam, in Glurns überhaupt nicht kannte.

»Und mehr wisst ihr nicht über ihn? Seit wann ist er denn hier zugange?«

»Weiß nicht so genau. Aber drei Monate werden es schon sein.«

»Da werkelt einer seit drei Monaten in der Stadtmühle und ihr wisst nichts über ihn?« Eduard runzelte die Stirn. »Glurns ist jetzt nicht gerade Bozen, würde ich meinen. Wenn hier einer eine neue Jacke trägt, weiß es am Abend jeder, oder täusche ich mich da?«

Martin nickte: »Stimmt. Deshalb ist das ja auch so komisch. Die Leute reden über ihn, aber keiner weiß etwas Genaues. Der Mann ist hier aufgetaucht, ist zu allen freundlich, aber distanziert; erzählt hat er nichts. Außer, dass er die Mühle für sich herrichten will. Und einmal soll auch eine junge Frau dabei gewesen sein. Sagt man. Ich habe sie aber nicht gesehen.«

Eduard schaute Martin an: »Wo erfahre ich denn hier im Ort mehr über Michael Federspiel? Wo muss ich hingehen? Wo reden die Leute?«

Martin grinste leicht: »Gehen wir nachher noch auf einen Kaffee? Dann zeig ich's dir.« Eduard nickte, blickte jetzt ins Innere des Hauses, seufzte leicht. Der Hund hob seinen Kopf, beobachtete, wie Eduard und Martin die Mühle betraten.

Die beiden Männer sahen, wie Francesca tief nach unten gebeugt langsam durch den Raum schritt und scheinbar etwas suchte.

»Suchst du was?«, fragte Eduard.

Francesca richtete sich auf und blickte Martin neugierig an.

Eduard begriff: »Das ist Martin. Der Freund, von dem ich dir auf der Hinfahrt erzählt habe. Der, der mich angerufen hat.«

Francesca nickte ihm zu. Eduard hatte sie heute früh aus dem Bett geklingelt, sie kurz unterrichtet und ihr auf der Fahrt nach Glurns erzählt, was für ein patenter Typ dieser Martin sei, den er vor einigen Jahren kennengelernt hatte. Den Besuch auf dem Viehmarkt an Allerseelen hatte er besonders hervorgehoben und ausgeschmückt. Francesca hat sich plastisch vorstellen können, wie Eduard, damals noch ungebunden, seinen Flirtfaktor getestet hatte. Eduards Schilderungen nach waren beide damals sehr erfolgreich gewesen. Und jetzt standen sie vor ihr. Sie überlegte, wie sie Martin auf freundliche Weise loswerden konnte, denn sie wollte mit Eduard etwas besprechen, was nicht für fremde Ohren bestimmt war. Außerdem wollte sie verhindern, dass möglicherweise noch mehr

Spuren verwischt würden. Sie wollte gerade ihre Stimme erheben, als der Hund einen lang gezogenen Laut von sich gab und sich alle drei ihm zuwandten. Er war unbemerkt von den Dreien in die Mühle gekommen, saß jetzt vor den beiden Mühlsteinen, die sich direkt hinter dem Eingang befanden und stimmte ein Wehklagen an. Dabei richtete er seinen Blick auf diese alten Mühlsteine. Als Francesca näher kam, verstummte er, schaute sie an. Martin rief: »Sei vorsichtig, der »Mourl« ist unberechenbar. Doch Francesca hatte keine Angst. Francesca trat nahe an den Stein, konnte aber nichts erkennen. »Halt mal die Lampe etwas schräg und leuchte hierher«, rief sie Eduard zu, der daraufhin die Deckenlampe so hielt, dass mehr Licht auf den Mühlstein fiel. Und da sahen sie es alle. Auf dem oberen Mühlstein war ein dicker dunkelroter Fleck.

*

Eduard wandte sich an Martin: »Du erzählst niemandem, was wir hier gesehen haben. Die Leute sollen erst mal denken, dass es Selbstmord war. Alles andere ist auch jetzt noch Spekulation, verstanden?« Martin nickte, doch die beiden sahen ihm an, dass ihn die Vorstellung, dass hier vielleicht kein Selbstmord geschehen sein könnte, arg mitnahm. Francesca bat Martin, vor der Tür zu warten. Sie wollte Eduard die Stelle am Kehlkopf zeigen, die ihr aufgefallen war.

»Ich bin kein Experte und nach der Obduktion wissen wir mehr. Aber diese eingedrückte Stelle ist schon komisch. Wenn ich mich erhängen will, dann lege ich mir den Strick an eine andere Stelle, damit das Genick bricht. Das hier sieht so aus, als wäre er erdrosselt worden. Und es stand womöglich keiner der Stühle in seiner Nähe. Dann kann er auch von ihnen nicht abgesprungen sein.«

Eduard verstand sofort. Francesca war sehr genau. Und zu allen Beobachtungen kamen noch der dicke dunkelrote Fleck auf dem Mühlstein und die angeklebten Haare am Hinterkopf des Toten.

Eduard begann zu kombinieren: »Wenn er mit dem Hinterkopf auf den Mühlstein gefallen ist, vielleicht, weil ihn jemand gestoßen hat, dann könnte sich die Stelle am Kopf und der Fleck erklären.«

Francesca blickte sich im Raum um. Bis zu der Stelle, an dem der Tote gehangen hatte, war ein relativ weiter Weg.

»Gehen wir davon aus, dass es so war, wie du eben vermutest hast. Dann ist es ein hartes Stück Arbeit, einen Mann, der vielleicht bewusstlos ist, da oben hinzuhängen.« Sie deutete auf den dicken Querbalken, an dem noch das Ende des Stricks hing.

»Vielleicht waren es ja mehrere?« Eduard schritt die Entfernung ab. Es schien ihm ebenfalls nicht einfach, jemanden an den Balken zu hängen, unter dem er jetzt stand. »Ich würde zumindest eine Leiter brauchen.«

Francesca hatte jetzt ihr Handy gezückt: »Genug spekuliert. Ich rufe jetzt Dr. Phillipi an. Ohne ihn kommen wir hier nicht weiter.«

*

Martin rief vom Eingang der Mühle in den Raum: »Braucht ihr mich noch?« Es klang, als hätte er es eilig.

Eduard ging zu ihm, drückte ihm die Hand und ermahnte ihn. »Sei so gut und setze mir keine Gerüchte in die Welt. Noch wissen wir gar nichts.« Martin versprach es, wirkte dabei aber so, als müsste er jetzt unbedingt weg. »Vor einigen Minuten hatte er noch die Ruhe weg«, dachte Eduard.

»Hält der dicht?«, fragte Francesca, als sie ihm nachblickten.

Eduard wiegte seinen Kopf: »Darauf würde ich nicht wetten.«

*

Dr. Phillipi war erstaunlich schnell. Aber er kam allein. »Wo sind denn Ihre Assistenten?«, fragte Francesca. Sie kannte den Gerichtsmediziner noch aus ihrer Zeit an der Polizeiakademie. Francesca fand es damals faszinierend, wie Dr. Phillipi anhand von kleinsten Spuren an einer Leiche Sachverhalte beschreiben konnte, die die letzten Minuten oder auch Stunden eines Menschen ausgemacht hatten. Dass der Mageninhalt und der Zustand seiner Verdauung Rückschlüsse zuließen, leuchtete auch Laien sofort ein. Dass aber kleinste Faserspuren, kleinste Hautverletzungen oder Partikel unter den Fingernägeln ganze Geschichten erzählen konnten, sodass sich die Ermittler ein Bild von dem Vorgang rund um einen Mord oder

einen Unfall machen konnten, hatte Francesca tief beeindruckt. Umso mehr hatte es sie gefreut, dass sie Dr. Phillipi in Bozen wieder getroffen hatte¹. Gemeinsam hatten sie und ihr Chef, Fabio Fameo, seither einige Fälle gelöst. Francesca zog daher bei Fällen wie diesem, der zwar wie ein Selbstmord aussah, aber Fragen aufwarf, gerne den erfahrenen Forensiker hinzu. Dr. Phillipi konnte Spuren lesen, wie kein Zweiter.

»Ich war zufällig in der Nähe«, antwortet Dr. Phillipi mit leiser Stimme und es war Francesca, als enthielt diese Antwort eine Information, die eigentlich nicht für sie bestimmt war. So als ob er hier in der Nähe nicht hätte sein sollen, sondern woanders. Möglicherweise in seinem Institut. »Meine Leute sind unterrichtet. Die kommen.«

Er blickte sich im Erdgeschoss der Stadtmühle um, betrachtete die auf dem Boden liegende Leiche, den abgeschnittenen Strick, die Schlinge, die neben der Leiche lag.

»Wer hat den Mann gefunden?«

Eduard sagte: »Martin Sagmeister, ein alter Bekannter von mir. Er hat uns gerufen, als er den Mann entdeckt hat.«

»Und wer hat den Mann abgenommen?«

»Das waren ein Feuerwehrmann und der örtliche Arzt, Dr. Steiner«, antwortete Francesca.

Phillipi seufzte: »Und wer war noch alles dabei?«

»Das halbe Dorf, so wie es aussieht.« Eduard wusste jetzt, warum der Doktor geseufzt hatte. Francesca sah, wie der Doktor sich Einweghandschuhe überzog.

»Dann wollen wir mal«, sagte er und beugte sich über den Toten. Francesca beobachtet, wie er sich über den Kopf beugte, ihn hin und her wendete. Er betrachtete ausgiebig die Stelle, die Francesca aufgefallen war. Eduard und Francesca sahen einander an, sagten aber kein Wort. Dr. Phillipi hockte über dem Toten. Sein Blick ging jetzt zu dem abgeschnittenen Strick und dann auf die Schlinge, die zu seinen Füßen lag, schließlich wieder auf die bewusste Stelle am Kehlkopf. Dann stand er auf, blickte Francesca und dann Eduard an: »Ich glaube nicht, dass der Mann sich selber erhängt hat.«

1 »Liebe macht zornesblind«, »Wie du mir so er dir«

*

Nachdem Dr. Phillipis Leute eingetroffen waren, hatte er Eduard und Francesca bedeutet, dass er vorerst beschäftigt sei und sie ihm bei seiner Arbeit nicht helfen konnten. Sie hatten ihn auf den dunklen Flecken auf dem alten Mühlstein hingewiesen, der jetzt durch eine Lichtbatterie, die Dr. Phillipis Assistenten aufgebaut hatten, taghell ausgeleuchtet war. Dr. Phillipi hatte sich Francescas Theorie angehört und vorsichtig genickt. »Kann sein«, hatte er gesagt. »Wir schauen uns das genauer an. Blöd nur, dass hier das halbe Dorf herumgetrampelt ist. Wenn dieser Mann durch einen anderen zu Tode gekommen ist, dann finden wir von dem jetzt nur noch schwer eine gute Spur.«

*

Eduard und Francesca wussten, dass sie in den nächsten Stunden am »Tatort« oder dem Ort des Selbstmordes nichts ausrichten konnten. Deshalb folgten sie der Empfehlung von Martin, die er ihnen, kurz bevor er verschwand, gegeben hatte.

Martin hatte ihnen den Weg zum Stadtcafé beschrieben. Einem kleinen Café auf der Florastraße. »Sagt Renate einfach, dass ich euch geschickt habe«, hatte er ihnen noch zugerufen. Und weg war er.

Das Stadtcafé fanden sie aufgrund von Martins Beschreibung sofort. Glurns war auch nicht so groß, dass man lange suchen musste. Der Eingang war etwas versteckt. Man musste durch einen Torbogen hindurchgehen. Das Café war wie ein Glaskubus, etwas tiefer als Straßenhöhe, unter das Gebäude gebaut. Von zwei Seiten sorgten bodentiefe Fensterfronten für helles Licht im Inneren. Der Eingang befand sich auf der Rückseite, wo ein hübsch und liebevoll dekoriertes kleiner Innenhof als Terrasse für das Café diente. Auf der rechten Seite befanden sich drei runde Tische, die von hell bespannten runden Bänken umgeben waren. Auf der linken Seite standen dicht am Geländer zum Kellerabgang drei Stehtische mit jeweils zwei dazu passenden Hockern. Hocker dieser Art fanden sich auch vor der Theke, welche die Stirnseite des Cafés einnahm. Die in die Frontverkleidung der Theke

eingelassenen Spiegel ließen das Café größer wirken, als es war. Neben dem Gläserregal gab es ein Fenster, durch das Passanten Eis im Hörnchen nach draußen gereicht werden konnte. Unter dem einzigen, recht kleinen Fenster, das zur Straßenseite zeigte, stand ein Kaffeeautomat, der zischend duftenden Espresso und Cappuccino abgab, als Eduard und Francesca das Stadtcafé betraten. Eduard hatte sofort den Plexiglaskasten links oben auf der Theke erspäht, in dem Croissants lagen. Er hatte noch nichts gefrühstückt. Neben dem Kasten lagen Zeitungen, zuoberst die deutsche *BILD*. In der Vitrine unter der Boulevardzeitung lagen Nussecken und anderes Gebäck, appetitlich anzusehen, aber für seinen Magen noch zu früh. Die leicht glänzend lackierte Decke reflektierte das Licht des frühen Tages und das Licht der indirekten Beleuchtung, die aus einem kühnen Wellenstrich floss. Damit wurde der Deckenanstrich schwungvoll geteilt, was den Raum breiter und nicht wie einen langen Schlauch wirken ließ.

Eduard, die Croissants im Blick und Hunger im Bauch, steuerte direkt auf die Theke zu, während Francesca in Ruhe die Menschen betrachtete, die zu dieser frühen Morgenstunde das Café bevölkerten. Hinter der Theke arbeitete eine dunkelhaarige Frau. »Wahrscheinlich die Inhaberin, Renate, die wir von Martin Sagmeister grüßen sollen«, überlegte sie.

Dann waren noch drei Männer und zwei Frauen im Café. Die Männer standen an der Theke und nahmen gerade jeder einen Kaffee entgegen. Die Frauen saßen an dem mittleren der drei Tische auf der rechten Seite. Die Leute hatten neugierig aufgesehen, als Francesca und Eduard das Café betreten hatten. Ein Indiz dafür, dass um diese Zeit niemand an diesen Ort kam, den nicht jeder der Anwesenden kannte. Aber als Eduard zielstrebig die Theke ansteuerte, die Frauen flüchtig und die Männer etwas intensiver in seinem Dialekt grüßte, nahm das Gespräch unter den Anwesenden wieder Fahrt auf.

»Das ist der Oberwind, sag ich euch. Und Vollmond ist auch wieder.«

»Du mit deinem Oberwind und dem Vollmond. So ein Quatsch! Deswegen bringt sich doch keiner um.«

»Und ob! Lies mal die Statistik vom Weißen Kreuz. Höchste Selbstmordrate gibt es bei dieser Konstellation. Und jetzt ist sie eben wieder da. Der Oberwind und der Vollmond.«

Hat der Mann in Glurns Selbstmord begangen? Warum wurde die Frau in Meran ermordet? Gibt es einen Zusammenhang?

Eine kalte Spur, die Fabio Fameo zu den Akten legen wollte, wird wieder heiß, als man in Meran die Leiche einer Unbekannten findet. Und ein Toter in Glurns wirft Fragen auf. Zunächst deutet alles auf einen Selbstmord hin. Seine Spur führt die Ermittler weit in die Vergangenheit.

Südtiroler Geschichte, komplizierte menschliche Verstrickungen, Angst und Gier sind die Antriebsfedern für abscheuliche Verbrechen und die pikanten Zutaten dieses spannenden Südtirolkrimis.

Erleben Sie als Leser den Obervinschgau
mit den Dörfern Mals und Glurns und bewegen Sie sich
im noblen Hotel Laurin in Bozen.

ISBN 978-88-6839-655-8



9 788868 1396558

athesia-tappeiner.com

14,90 € (I/D/A)